

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 74.

Samstag den 28. März 1903.

18. Jahrgang

Im Frauen-Abteil.

Von E. Barnedi.

Nachdruck verboten.

Der Abendzug stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive leuchtete und schraubte. Die Türen der Wartehäuser waren weit geöffnet, der Schaffner eilte geschäftig den Zug entlang, als ob von ihm das Schicksal des Landes oder doch wenigstens die Existenz der Aktionäre der Warschau-Wiener Eisenbahn abhängig sei.

„Ein Frauenabteil zweiter Klasse“, verlangte eine schlank gewachsene Dame.

„Hier bitte“, der Schaffner öffnete ein Abteil, „Sie werden vorzüglich schlafen können da Sie ganz allein reisen.“ Die Dame stieg ein und begann sich bequem zu machen. Da nahte auch schon der rothbemalte Bahnhofsvorsteher; eben wollte er das Zeichen zur Abfahrt geben als noch ein Pärchen aus dem Wartesaal herausgeleitet kam. Er von hoher Figur, mit aufgewirbeltem Schnurrbart, eine elegante etwas herrliche Erscheinung; sie bildhübsch, lebhaft; die ganze Gestalt athmete Jugend und Anmuth, gepaart mit entzückender Schlichtheit. Sie glückte mehr einem Fräulein, denn einer Frau.

„Einstiegen bitte“, mahnte der Schaffner und mit energischer Geste legte der Herr Plaid und Tasche seiner Begleiterin in das Abteil, in welchem die erste Dame schon Platz genommen hatte. „Nun sage mir hübsch, auf Wiedersehen“, mahnte er seine Begleiterin, „und nimm Platz.“ Diese brachte kein Wort über ihre Lippen, — plötzlich aber berührte sie den Mund des Mannes in heilem Kuß und stieg wie träumend in das Abteil. Die Lokomotive piffte, der Schaffner warf fröhlich die Thür zu, der Herr rief noch: „Also schreibe bald“ und rasselnd dampfte der Zug in die Nacht hinaus.

Die Damen waren allein... sich völlig fremd und unbekannt. Lange Zeit herrschte tiefe Stille. Endlich unterbrach die zuerst eingestiegene Dame die Stille:

„Wenn Sie vielleicht zu schlummern wünschen, können wir ja das Licht verdunkeln“, — dabei erhob sie sich, um die in der Waggende eingelassene Lampe mit dem grünen Schirm zu verdecken.

„Oh, ich werde nicht schlafen“, erwiderte die andere, „aber wenn Sie das Bedürfnis empfinden zu ruhen, bitte... auf mich brauchen Sie keinerlei Rücksicht zu nehmen.“

Das zarte Stimmchen berührte das Ohr angenehm und forderte zu einer weiteren Fragestellung geradezu heraus.

„Sie reisen allein?“ fragte die Blonde also weiter.

„Allein, — zum ersten Mal in meinem Leben“, seufzte die Brünnette.

„Und dies gestattet Ihr Herr Gemahl?“ forschte die Blonde.

„Ja, muß er denn das nicht?“ kam es fragend zurück und ein verhaltenes Bittern durchbeugte die Stimme.

„Nun, das käme darauf an“, meinte die Andere. „Ich hätte, offen gestanden, einen solchen Schatz auch nicht für einen Augenblick allein gelassen.“

„Sie wollen mir ein Kompliment machen“, erklärte die Brünnette, indem sie die Augen niederschlug. „Morgen sind es erst vier Wochen, daß wir uns trauen ließen.“

„Ah... erst vier Wochen?“

„Ja, nicht einen Tag länger. Wir reisten zuerst auf ein Gut zu Verwandten, dann in die Schweiz. Es war herrlich, die Zeit verging uns so angenehm... Allein man muß doch an einen Platz denken, wo man sich ständig...“

„An ein Nestchen?“

„Natürlich, an ein Nestchen“, sie wiederholte das Wort mit naiver Schlichtheit. „Nun hat mein Mann im Ausland gelebt, er besitzt große Fähigkeiten, erklärte mir alle. Er wollte ein großes Geschäft eröffnen... irgend ein neuer Industriezweig, eine neue Branche... Aber wir konnten keinen passenden Geschäftsbereich finden... Nun will mein Mann in eine große Gesellschaft eintreten. Deshalb hat er mich nach Warschau geschickt zu meinem Mütterchen. Er will nun erst in Wien eine passende Wohnung für uns mieten, sie einrichten, ausstatten...“

„Und das ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hilfe?“

„Sie haben recht, das ist schlecht von ihm. Denn für mich wäre es doch eine ganz besondere Freude gewesen, sich zugleich mit ihm um all das zu kümmern, alles das einzukaufen, aufzustellen, einzurichten, — das wäre für mich ein Gewinn! Aber mein Mann behauptete, daß es wohl besser wäre, wenn ich erst einträfe, sobald alles fix und fertig sei. Das sagte er mir, und dabei hoffte ich immer noch, daß ihm hierzu im letzten Augenblick noch der Muth fehlen würde.“ — Ihre Stimme wurde leiser, mühselig unterdrückte sie ein verhaltenes Schluchzen.

„Aber wäre es denn nicht besser gewesen, wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl gerade heraus gesagt hätten, daß Sie in Gemeinschaft mit ihm die Wohnung einrichten wollten?“

„O nein, — dazu bin ich zu stolz. Er hätte ja glauben können, ich wollte mich ihm aufdrängen.“

„Ja, lieben Sie ihn denn so sehr —?“

„Wie mein Leben!“

„Er ist auch schön, — ich vermute, es war Ihr Herr Gemahl, der Sie zur Bahn begleitete.“

„In der That, er ist schön?“ ein frohes Entzücken flog über das Antlitz der Bier-Wochen-Frau, „hier unsere Photographien“, — und beglückend heile Liebe strahlte aus ihren Augen. Sie nestelte ihre Reisetasche auf und entnahm derselben aus sorgfältiger Enthüllung ein Visitenkarten-Bild.

„Sie sind Beide sehr gut getroffen und sehen allerliebste aus.“

„... Ah, Sie schmeicheln —“, sie erröthete. „Sehen Sie und deshalb fürchte ich mich. Wenn ihm nun etwas zustößt oder wenn auf der Reise eine Andere, ach, es gibt ja so schlechte Menschen! Aber ich weiß schon, was ich thue: sobald ich zu Hause angelangt bin, telegraphire ich sofort an meinen Mann mit bezahlter Rückantwort, da erhalte ich sofort Nachricht, sobald er in Wien eingetroffen ist.“

„Und wenn er nun nicht eingetroffen ist?“ fragte die Andere und ihre Stimme klang hart und scharf.

„Ach Gott, — und wenn er nun nicht eingetroffen ist“, wiederholte gleich einem Echo das junge Fräulein. Sie erbleichte und verstummte. Sie machte verzweifelte Anstrengungen um der Fremden die Thränen nicht bemerken zu lassen, die sich ihr in die Augen drängten. Die Angst aber, welche sich auf ihrem bleichen Gesicht wiederpiegelte, entwarfne ihre Gesichtszüge, denn die ergriff mit hastigem Druck ihre Hand und meinte begütigend: „Na, — haben Sie nur keine unnütze Furcht.“

„Nein, nein, die habe ich jetzt schon nicht mehr“, lächelte die junge Frau, „morgen sehe ich ja meine Mutter wieder und der werde ich Alles mittheilen. Ach, mein Mütterlein liebt mich so herzlich!“

„Sie sind wohl ein verwöhntes Töchterlein?“ forschte ihre Begleiterin.

„Gerathen! Ich bin das einzige Kind meiner Eltern. Und ich würde ja auch ganz glücklich sein, wenn mir nur nicht so vor der Zukunft bängte. Denn sehen Sie“, sie kam immer wieder auf die Ursache ihres Verleides zurück, „mein Mann hätte mich doch unbedingt mit nach Wien nehmen müssen. Ich wäre ihm doch bei seinen Geschäften sicher nicht hinderlich gewesen. Aber er ist so eigensinnig... er hat eine solche Macht über mich und dabei einen so starken Willen. Wenn er erst ein Mal einen Voratz gefaßt hat, hält er unerschütterlich an demselben fest.“

„Also ein Despot!“, meinte die andere. „Und Sie gehorchen ihm?“

„Natürlich, ich gehorche“, gab die junge Frau zu. „Was soll ich denn machen, wenn ich ihn liebe? Jetzt werde ich etwa vierzehn Tage bei meiner Mutter bleiben, dann reise ich ihm nach.“

„Würde ich nicht machen. Wissen Sie was ich thun würde? Soll ich's offen aussprechen?“

„Ach, ich bitte Sie darum!“

„Ich würde zu Hause zwei, drei Monate, vielleicht auch ein halbes Jahr bleiben... um ihn zu strafen.“

Die junge Frau schaute sie mit ihren großen, blauen Augen verwundert und bestirzt an. Nach einer Pause erwiderte sie: „So werde ich es auch machen“, — aber der Ausdruck, mit dem sie diese Worte hervorrief, war so weich und so voll Schwanken, daß ihre Begleiterin sofort merkte, daß sich dieses liebende Herz zu keiner energischen That aufwiegen ließe. Eine gewisse Reue überkam sie und sie meinte begütigend:

„Na, sorgen Sie sich nicht weiter um Ihren Mann und schenken Sie meinem Rath keine weitere Beachtung. Ihr Gnädiger wird die Wohnung schon nett einrichten... und in den nächsten Tagen sein liebes Fräulein zu sich rufen... Im Uebrigen nehmen Sie doch mit Ihrer Mama über all das Rücksprache. Das Mütterchen wird für den augenblicklichen Schmerz schon die beste und wirksamste Arznei finden.“

Die Lokomotive ließ einen lang gedehnten Piff ertönen, zahlreiche Lichtsignale huschten an den Fenstern vorüber, die Bremsen knirschten.

„Wir sind schon da“, rief die Blonde und ordnete ihre sieben Sachen.

„Ach schon...“, meinte auch die junge Frau wie bedauernd und legte auch ihr Gepäck auf dem Sitz zurecht.

Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, der Schaffner rief die Kofferträger auf, die Gepäckträger eilten von allen Seiten herbei.

Die Hände der Reisefährtinnen berührten sich in herzlichem, sympathischem Druck.

„Fröhliche Zukunft!“

„Für Sie bestes Wohlergehen, — oh, ich werde es meiner Mutter sagen, ich werde ihr Alles erzählen!“



Theaterluxus der alten Römer.

Wir wundern uns über die Pracht und die augenfällige Kostspieligkeit, mit welcher unsere Ballets und großen Opern ausgestattet sind. Aber was ist dies im Vergleich mit dem Theaterluxus der alten Römer? Schon die Gebäude waren mit einem aus Fabelhafte grenzenden Aufwand hergerichtet. So führte z. B. der Aedil M. Scavrus ein nur für vier Wochen bestimmtes Theater auf, welches drei Stodwerke hoch und mit dreitausend ehernen Bildsäulen geziert war; das Theater faßte achtzigtausend Menschen. Der Tribun Scribonius Curio baute zwei halbrunde, von einander abgekehrte hölzerne Theater, welche nach Belieben aneinandergeschoben werden konnten und dann ein eiförmiges Amphitheater für Fekterspiele bildeten. Zum Schutze gegen die Sonne waren diese Theater, welche bei ihrer ungeheuren Größe gar nicht bedacht werden konnten, mit seidenen, purpurnen, goldgestickten Lähern überspannt. Pompejus erbaute das erste steinerne Theater, welches vierzigtausend Personen faßte, wobei gelegentlich zur Berechnung der Größe erwähnt werden mag, daß das Berliner Opernhaus siebenhundertneunzig Zuschauer faßt. Die reichen Römer bauten, um sich bei dem Volke beliebt zu machen, solche gewaltigen Schauspielhäuser und zierten sie mit verschwenderischer Pracht, mit Bildsäulen, Gemälden und Tapeten. Die Pracht und Verschwendung steigerten sich so, daß man die Maschinen, welche man bei den Vorstellungen brauchte, mit Silber überziehen ließ; in einem Spektakelstück der Art ließ Pompejus, um seinen Reichtum zu zeigen, dreitausend goldene Schalen, die ihm gehörten, im Festzuge über die Bühne tragen. Das größte Riesentheater der Art ist das noch jetzt zu Rom in seinen Trümmern erhaltene Colosseum, ein riesenhaftes Amphitheater für Fekterspiele und Tierhegen, welches neunzigtausend Sitzplätze hatte, also die ganze Zuschauerschaft des Berliner Opernhauses fünfzigmal in sich aufnehmen konnte.

Ein verhungertes Gelehrter.

Am 18. März 1866 fand man den Gelehrten Alexander Franconi, aus Konstantinopel gebürtig, zu Paris in seiner Wohnung tot. Von dem Verstorbenen wird erzählt, daß er zwölf Sprachen fertig gesprochen und noch andere habe lesen können. Seine Leiche lag auf einem Haufen von Büchern und Manuskripten, er war offenbar in seiner Tätigkeit umgekommen. Im Zimmer lagen und standen Bücher fast in allen Sprachen der Erde umher. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß der gelehrte Mann verhungert war, sein Körper war ganz verrotten, aber nicht aus Mangel etwa, sondern er hatte den Körper über den Geist vergessen.

Bestrafung eines Kochs.

Während der General Rapp zur Zeit der Besatzung Preußens durch Napoleon die Danziger tyrannisierte, trat eines Tages ein junger französischer Offizier in die Restauration des Kochs Billiers und warf ihm vor, daß er den Offizieren Raten als Hafenbraten vorsetze. Der beleidigte Billiers ließ sich von seinem französischen Blut fortreißen und nannte den Leutnant einen „Selbstmörder“. Anstatt, wie mancher vielleicht getan hätte, dem Koch den Degen durch den Leib zu rennen, machte der Offizier, noch dazu der Nefse eines Adjutanten, die Sache anhängig, und der Koch wurde vom General verurteilt, auf einer Schulter 30 Pfund Hammel- und auf der anderen 50 Pfund Rindfleisch nach zwei Kasernen zu tragen, natürlich von einem Prosoß durch die Stadt begleitet. Dazu hingen dem alten Herrn über Rücken und Brust Papptafeln herab, auf denen seine Schuld: „Betrug der Offiziere durch Zubereitung von Raten“ französisch und deutsch zu lesen war.

Cravatten

in grosser Auswahl in den neuesten Plastrons Regats, Ckarfs, Schleifen Selbstbinder, sowie alle Sorten Cravatten empfiehlt zu billigsten Preisen 9907

Gg. Schmitt, Handschuh- & Cravattengeschäft, Langgasse 17.

Photographisches Atelier Georg Schipper, Saalgasse 36.

Neue billige Preise. 1/2 Dugend Bist nur 3 Mark. Alle anderen Größen dementsprechend billig. — Sonntags den ganzen Tag geöffnet. 567

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6. Bitte genau auf die Firma zu achten! 7721

Empfehle mich zur Anfertigung eleganter Herrenkleider nach Maass. Prima Arbeit. — Tadelloser Sitz. — Billigste Berechnung. Fried. König, Schneidermeister, Moritzstrasse 17, langjähriger Zuschneider der Firma Gebr. Söh am Kranzplatz. 8430

Wiesbadener Kohlen-Consum Heinrich J. Mulder, Telefon 2557, empfiehlt alle Sorten Ruhrkohlen, Cokes, Briquets etc. bei anerkannt besten Qualitäten zu niedrigsten Preisen. Schillerplatz 1. 8249



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 14.

(2. Beilage.)

Samstag, den 28. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

(Fortsetzung.)

Mister Grant betrachtete das Bild. Doktor Mahlmann sah, wie seine Hand zitterte, — wie er den Mund öffnete — wie er sprechen wollte — wie kein Wort zwischen den Zähnen hindurch wollte.

„So einen Menschen haben Sie in Amerika nie gesehen. Herr Grant?“ fragte der Staatsanwalt endlich — langsam, jedes Wort betonend.

Mister Grant fuhr erschrocken aus seiner Betrachtung auf — er hatte offenbar ganz vergessen wo er war.

Einen unsicheren Blick wandte er dem Staatsanwalt zu und legte das Bild in die Akten. „So einen Menschen habe ich in Amerika nicht gesehen“, sagte er ebenso langsam, wie der Staatsanwalt gefragt hatte. Seine Stimme klang auffallend rau.

„Freilich“, entgegnete lächelnd der Staatsanwalt und klappte die Akten zu. „Amerika ist groß; es müßte ja ein wunderbarer Zufall gewesen sein, wenn Sie gerade diesen Menschen drüben gesehen hätten. Sie kehren jetzt heim. Das Haus, das Sie sich hier gekauft haben, müssen Sie allerdings zurücklassen. Ist es unbeschwerlich, wenn ich frage, was Sie damit für Absichten haben?“

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr Staatsanwalt.“ Mister Grant war aufgesprungen und beachtete die Frage nicht. Er nahm seinen Hut, und ehe noch der Staatsanwalt etwas erwidern konnte, hatte jener das Zimmer verlassen.

Der Staatsanwalt stand einen Augenblick vor dem Tisch, überrascht von diesem jähen Abschluß der Unterhaltung. Dann schlug er die Akten wieder auf, las den Steckbrief nochmals durch und betrachtete die Photographie so aufmerksam, als hätte er sie noch nie in Händen gehabt.

„Wie die Natur spielt!“ sagte er endlich und schaute unverwandt in die Photographie hinein. Langsam, kopfschüttelnd schlug er die Akten zu und band die vielen einzelnen Hefte sorgfältig zusammen.

19. Capitel.

„Unverschämter Mensch, der Staatsanwalt!“ sagte Mister Grant zu sich, als er durch die Straßen der Stadt ging und sich nach der Herberge zur Heimath hinfragte. Was geht mich der Steckbrief an — und die ausgeblühtene Photographie? — Modergeruch und Grabesluft steigt aus den alten Akten auf und verpestet die Atmosphäre.

„Treffe ich hier einen jungen Mann, der sich Hugo Kramer nennt?“ fragte er auf dem Vor der Herberge einen Menschen, der wie ein Hausdiener ausah.

„Ich will einmal nachsehen“, entgegnete dieser und verschwand durch eine Stubenthür, die er offen stehen ließ. Mister Grant hatte Zeit, die Herberge zur Heimath genauer zu betrachten. Wie einfach alles! Fast ärmlich, aber sauber, reinlich, lustig. Wundervoll mag es hier dem Wanderer erscheinen, der sich auf der Landstraße herumgetrieben, von Betteln und Schlimmerem gelebt, Nachts unter freiem Himmel campirt und nun einmal, aus einem Gefängniß entlassen, in dieser Herberge eingekerkert — „zur Heimath!“ nennt sie sich — ja, heimathliche Gefühle

(Nachdruck verboten.)

mögen dem Unglücklichen wieder aufleben, wenn er hier eintritt; aber verrauscht, verflucht wie ein Traumbild sind sie, wenn er weiter gezogen, wenn er wieder auf freiem Felde hinter der Hecke schläft, wenn die Schnapsflasche unter den Reisegeschäften kreist und gemeine Rede, rohes Gelächter von Mund zu Mund geht, wenn der Mann des Gesetzes naht und die Pforte des Kerkers sich wieder aufthut, um den Landstreicher, den Bettler zu beherbergen, eine andere „Herberge zur Heimath“ — hat denn so einer eine andere Heimath als das Gefängniß?

„Hugo Kramer ist im Garten“, sagte jetzt der, den Mister Grant vorhin gefragt. „Ein Frauenzimmer ist bei ihm.“ Er öffnete die Thür. „Gehen Sie nur über den Hof durch jene Pforte, dann sind Sie im Garten.“

Mister Grant that, wie ihm gesagt worden. Er ging über den sauber gehaltenen Hof und klinkte die Pforte auf. Vor ihm lag ein Garten mit schönen, alten Bäumen. Ganz am Ende unter einer Kastanie, deren Zweige fast auf die Erde hinab reichten, saß ein junger Mann, neben ihm ein Frauenzimmer in Schwarz. Mister Grant that einige Schritte vorwärts und hielt sich so, daß er, selbst un gesehen, den Beiden näher kommen konnte.

Nun stand er still und betrachtete das Paar aus der Ferne, durch allerhand Gebüsch verdeckt. War das Hugo Kramer, den er zuletzt im Gefängniß gesehen? Der wirre Bart war gestutzt und geordnet, statt des Kittels trug er einen guten Rock. Die Dame in Schwarz hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und ihre Hände in die Hugos geschlungen. Freundlich redete sie auf ihn ein und streichelte ihm das Antlitz; über seine Wangen rannen Thränen.

Mister Grant konnte sich von dem Anblick nicht trennen.

Warm strömte es ihm über den Rücken. Sein Herz wurde weich, und aus seinem Auge löste sich ein Tropfen wie glühendes Eisen. Mit zauberischer Gewalt drängte es ihn zu den Beiden, die in selbigem Verein unter der Kastanie saßen, was um sie herging, vergessen zu haben schienen und den Mann nicht sahen, den tausend unsichtbare Fäden zu ihnen zogen. Aber nun bog er die Zweige hinter sich sorgfältig auseinander, fuhr mit der Hand über die Augen und schlich sich aus dem Garten hinaus.

„Ich komme wieder“, sagte er auf dem Hausflur zum Diener, ohne ihn anzusehen, und verließ schnell das Haus.

Schon dämmerte es, als er wieder erschien. Drinnen im Zimmer war Lärm und Geschrei, allerlei Stimmen schwirrten durcheinander, es klang recht wüst. „Kramer sitzt im Garten und verzehrt sein Abendbrot“, sagte der Hausdiener, „eine trockene Semmel und ein Glas Bier.“

„Warum nicht in der Stube?“ fragte Mister Grant. „Da ist doch lustige Gesellschaft!“

„Er will allein essen, hat er mir gesagt“, antwortete der Hausdiener.

Nun war Mister Grant wieder im Garten und ging gradwegs auf die Kastanie zu, unter welcher Hugo Kramer noch immer saß. Er war allein.

Hugo erkannten den Ankommenen aus der Ferne und trat ihm entgegen. „Ich freue mich, daß ich Sie noch einmal sehe, Herr Grant, sprach er, und seine Stimme klang merkwürdig weich. „Von Herzen bin ich Ihnen dafür dankbar, daß Sie mich durch Ihr Zeugniß freigemacht haben.“

„Ich hatte Sie durch mein Geld in den Verdacht des Diebstahls gebracht“, erwiderte Mister Grant und reichte ihm die Hand. Da war es doch gewiß meine Pflicht, zu Ihren Gunsten Zeugniß abzulegen, denn ich trug ja die Schuld an Ihrer Verhaftung.“

„Nicht Sie!“ wehrte Hugo Kramer ab. „Ich allein. Und darum nochmals herzlichen Dank für Ihr Zeugniß. Aber es ist das letzte Mal gewesen, Herr Grant. Ich habe einen Strich gemacht. Ich will versuchen zu thun, was Sie mir damals im Walde gesagt — ich will mich bemühen, ein anderer Mensch zu werden. Mir steht es freilich im Blut, aber ich will arbeiten und mit mir kämpfen, ob ich den bösen Tropfen in meinem Blute nicht überwinden kann, ob meine Natur nicht noch die Kraft hat, das Gift aus dem Blute herauszustoßen.“

„Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Ihre Mühe von Erfolg begleitet wäre“, sagte Mister Grant warm, „und ich würde noch glücklicher sein, wenn Sie etwas von mir annehmen wollten was Ihnen das Fortkommen erleichtern würde.“

„Geld?“ fragte Hugo Kramer, „Geld von Ihnen? Ich danke Ihnen, Herr Grant, ich kann es nicht nehmen — Ihr Geld hat mir Unglück gebracht. Ich würde zum zweiten Mal vielleicht einen so guten Zeugen nicht wieder finden. Ich danke Ihnen, ich habe jetzt kein Geld nöthig. Ich will's mir zu verdienen suchen — aber ehrlich.“

„Wollen Sie in Lenzheim bleiben?“ fragte Mister Grant.

„Wie darf ich hier bleiben!“ erklärte Hugo Kramer. „Hier, wo mein Name gebrandmarkt und geächtet ist! Wo nicht einmal meine arme Schwester bleiben kann, die doch nie in ihrem Leben etwas Böses gethan, die nur eine Schuld auf sich geladen hat.“

„Welche?“

„Daß sie ihres Vaters Tochter ist. Sie hat mich hier aufgesucht. Meine Geschichte war bis in ihre Einsamkeit gedrungen. Ich weiß alles, weiß auch, was Sie für meine unglückliche Mutter gethan haben. Herr Grant. Dank Ihnen, heißen Dank dafür! Noch heute Abend will ich ihr Grab aufsuchen. Dann will ich weg von hier, weit weg, wo mich niemand kennt. Hier bin ich immer, und würde ich noch einmal der beste Mensch von der Welt, meines Vaters würdiger Sohn. Die Vergangenheit kann ich nicht von mir thun. Wie ein ewiger Schatten folgt sie mir.“

„Wohin wollen Sie?“ unterbrach Mister Grant die Stille, als Hugo endlich schwieg und sinnend in den Abend hineinschaute.

„Weiß ich's? Wo es Arbeit gibt und Menschen, die nicht wissen, daß ich Claus Kramers hoffnungsvoller Sproß bin.“

„Sie sollten über Ihren Vater nicht immer so scharf und böse urtheilen“, warf Mister Grant hin und wandte seinen Blick seitwärts. „Was mag er mit sich durchgemacht haben, ehe er so geworden, wie Sie ihn sich denken.“

„Ja wohl, Herr Grant“, antwortete Hugo Kramer höhnend und nun sah er plötzlich wieder so aus wie damals im Walde. „Sie haben ganz recht. Ich sollte nicht so über meinen Vater sprechen. Natürlich. Er ist kein Bösewicht gewesen. Er war nur ein unglücklicher Mensch. Ein armes, bedauernswerthes Opfer der Schlechtigkeit anderer. Er hat sich nicht zum Schurken gemacht. Die Verhältnisse waren daran schuld. O nein, Herr Grant, ich weiß das besser. Von mir selbst weiß ich's. Hab' ich denn alles das gethan, wofür ich bestraft bin? Hab' ich gestohlen — ein-, zwei-, dreimal? Ja wohl, ich that's. Ich war der Herr meiner Thaten, ich habe sie verübt, und ich habe sie gebüßt. Mein Vater hat seine Thaten auch gethan, aber er hat sie nicht gebüßt, andere haben für ihn gebüßt, er ist in Amerika und schlemmt und prahlt, und seine Kinder sind um ihn verdorben und ungläubig geworden. Sehen Sie, Herr Grant, das ist mein Vater — und ich soll nicht so hart über ihn urtheilen? Ich soll mit Hochachtung, vielleicht gar mit Liebe von ihm sprechen? Ich weiß wohl, daß ich in meiner Kindheit ein Gebot gelernt habe, daß ich Vater und Mutter ehren und achten und lieben soll, damit es mir wohl gehe auf Erden. Wie gern hätte ich's gethan — aber die Eltern müssen auch dazumachen sein, daß man sie ehren und achten und lieben kann. Meine Mutter hab' ich geliebt, wenn ich auch keine Gelegenheit gehabt, es ihr zu beweisen; denn ich habe ihre Liebe mit Undank, mit Schlechtigkeit gelohnt. Meine Mutter war ein Engel. Aber mein Vater, warum sollte ich den lieben, den achten Herr Grant, können Sie einen Mann achten, der das verbrochen hat, was mein Vater gethan? Sie haben's hier in Lenzheim gewiß gehört — und Sie fordern von mir noch Achtung und Liebe für ihn?“

„Sie wollen ein guter Mensch werden, junger Mann,“ sagte Mister Grant, die Kehle war ihm wie zugeschnürt ob dessen, was er vernommen, „und Sie haben solche Gefinnungen?“

„Ich habe sie und will sie immer haben“, antwortete Hugo Kramer schroff, „und an ihnen will ich mich aufrichten und erheben. Denken will ich dessen, was mein Vater verübt, immer dessen gedenken, um zu versuchen, ob ich es anders und besser machen kann.“

„Wissen Sie, was Ihr Vater in Amerika durchgemacht und ausgehalten?“ warf Mister Grant ein. „Ahnen Sie, wie er gekämpft und gerungen, ehe er so weit gekommen, daß er jetzt nach dreißig Jahren seine alten Schulden bezahlen kann?“

„Kann er seine Schuld gegen seine Frau, gegen seine Kinder je bezahlen?“ entgegnete Hugo. „Kann er je gut machen, was er an denen gethan? Und wenn er alle seine Schulden bis auf den letzten Pfennig bezahlt hat, so bleibt noch die Blutschuld übrig, die er gegen seine Frau, gegen seine Kinder auf sich geladen. All sein Geld kann diese Schuld und seine Schande nicht abdecken.“

Fortsetzung folgt.



Echtes Gold.

Novelle von Franz Scherll

(Nachdruck verboten.)

In ihrem Boudoir, mit seinen weichen Teppichen, den schönen Draperien, den kostbaren Möbeln, Büchern und Gemälden ruhte Erna Flemming, die Tochter eines höheren Militärs, im Schaukelstuhl. Vor ihr stand Eugen Dörner, eine zwar nicht schöne, aber dennoch stattliche Erscheinung mit blondem Schnurr- und Backenbart. Flehend war der treuerherzige Blick seiner blauen Augen auf die feine, biegsame Mädchengestalt gerichtet, die abwehrend die Rechte ihm entgegenhielt.

„Es gibt Mädchen,“ sprach sie soeben, „die sich durchaus nicht für die Ehe eignen, und zu diesen gehöre ich. Ich bin launenhaft, eigensinnig und ohne alle Hausfrauentugenden.“

„Gnädiges Fräulein, machen Sie sich doch nicht selbst schlecht,“ entgegnete er. „Ihr Herz ist gütig, milde und sicherlich auch der Liebe fähig. Da Sie nur vorgeben, mich noch nicht lieben zu können, so will ich gleich einem Ertrinkenden, der im Todeskampf nach dem Strohhalme greift, hoffen und warten, und sollten selbst Jahre darüber vergehen. Ihr Herz ist warm, der Liebe wie ein jedes andere fähig, und ein warmes, liebendes Herz ist ja bekanntlich das Haupterforderniß der Ehe!“

Fest schauten seine blauen Augen dabei ihr ins Gesicht, während seine etwas gedämpfte Stimme immer leidenschaftlicher wurde.

„Ja, jedes Herz ist der Liebe fähig, wenn sie geweckt wird, das geb' ich schon zu!“ antwortete Erna. „Mein Herz blieb aber bis heute still und wird still bleiben; ich versichere Sie, Herr Dörner!“

Unwillkürlich erröthete sie, ob der Lüge, zu welcher sie jetzt Zuflucht genommen hatte. Ihr Herz, es war nicht still geblieben, vielmehr schlug es heiß, aber nicht für den Mann, der traurig vor ihr stand. Im Geiste sah er Assessor Werner vor sich, wie er ihr beim letzten Wohltätigkeitskränzchen gehuldigt, sah die dazwischen neidischen Blicke der andern Damen, und die ob solch einer unerhörten Rücksichtslosigkeit empörten Mütter von heiratsfähigen Töchtern.

„Mein Gott,“ rief sie sich im stillen gleichsam als Entschuldigung zu, „die Herren sagen auch nicht immer die Wahrheit, und da ist die kleine Rotzlüge noch lange kein Verbrechen.“

Der stille, ernste Mann vor ihr tat ihr leid. Sie mochte ihn gut leiden, ihn aber zum Gatten nehmen, das wollte sie denn doch nicht. Und Werner, der Herrliche, der Unvergleichliche, der erklärte Liebling der Frauen! Was würde er sagen, wenn er erfahren sollte, daß sie ihn aus Mitleid für diesen Mann verleugnet hatte. Sie schauderte zusammen und haßte Dörner da

Hand reichend, zwang sie einen weichen Ausdruck in ihre Züge.

„Bleiben wir Freunde, Herr Dörner, ehrliche und gute Freunde, ja? Sie mit Ihrem ehrlichen, guten Herzen werden noch genug Mädchen kennen lernen und das edelste von ihnen als Gattin heimführen.“

Behmütig schüttelte er das Haupt, und als er sich über ihre Hand neigte, um diese zu küssen, rollte ihm eine Träne über die gebräunten Wangen und neigte die schmale, weiße Rechte des Mädchens.

„Nicht wahr, Herr Dörner, Sie werden es mir nicht abschlagen, wenn ich Sie bitte, bei der geplanten Partie auf den Hochstein nicht zu fehlen? Und bitte, kein Wort mehr von Liebe zwischen uns und seien Sie nicht böse, ja?“ rief sie ihm zu, als er im Begriffe war, sich zu entfernen.

„Obzwar ich lieber nicht bei der Partie sein möchte, so will ich trotzdem Ihrem Wunsche Rechnung tragen und werde, obzwar mit blutendem Herzen, dennoch in Ihrer Nähe sein. Betreffs Ihrer letzten Bitte verspreche ich Ihnen, daß künftighin kein Wort von Liebe zu Ihnen über meine Lippen schlüpfen soll.“

Fest Klang seine Antwort, und wie zur Bekräftigung der soeben geäußerten Worte ihr mit seiner großen Rechten die Hand drückend, verließ er dann schnellen Schrittes das Gemach.

Draußen regnete es. Ein Tropfen nach dem andern fiel klatschend in die großen Pfützen, die sich auf der Straße ausbreiteten.

Nirgend ein Sonnenstrahl, der einen Regenbogen über das dunkle Wolkengewölbe gemalt hätte, nirgend ein Riß in dem einförmigen Schiefergrau. In langen weißlichen Schauern fiel ein Tropfen nach dem andern vom Himmel herab. Dörner kam das Leben recht langweilig vor und das üble Wetter schien zu seiner Stimmung so recht zu passen. Es war, als ob sich der Himmel nicht genug sattweinen könnte darüber, daß das Leben, sein Leben, so langweilig war.

Früh verwaist hatte er sich schon durch das Leben schlagen müssen, und das Leben, es hatte sich ihm, wie die Menschen, von der härtesten und schlechtesten Seite gezeigt. So war er ernst geworden, dabei wortkarg, ein Junggesell, der nie das Glück, das die Jugend anderen Menschenkindern bietet, genossen hatte. Und er hatte sich ins Unvermeidliche gefügt, dabei aber tapfer gekämpft und war endlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Und heute, wo seine Stellung es ihm erlaubte, um die Hand einer noch so verwöhnten Dame anzuhalten, heute hatte er es getan und einen niedlichen Korb sich geholt. Er sollte statt Liebe sich mit Freundschaft begnügen? Nein, nein, und tausendmal nein! Er hatte weder Vater und Mutter, noch Bruder und Schwester gekannt und sein Herz, es sehnte sich nach einem teilnehmenden Menschenherzen. Im harten Lebenskampfe blieb ihm keine Zeit für Liebe übrig und jetzt, da die Liebe für Erna Flemming ihn mit aller Macht ergriff — Freundschaft? Statt Liebe Freundschaft?

„Ja!“ rief er mit rauher Stimme aus. „Warum kann sie mich nicht lieben, warum? Liebt sie einen anderen, der Vorzüge besitzt, die ich nicht aufweisen kann? Weib! Und du liebst mich ahnen, daß ich dir nicht gleichgiltig bin, duldest meine Nähe. Schlange, ich könnte dich hassen, wenn ich dich nicht wahnsinnig lieben würde. Aber ruhig, Eugen, ruhig! Darf sie nicht frei über ihre Hand verfügen, willst du ihr wehren? Ja, sie darf es, und ich bin der Letzte, der es ihr wehren wollte. Die Liebe des Weibes muß ein Geschenk sein, das sie dem Erwählten bringt, und kann ich es nicht werden, so ist es eben ein anderer, ja ein anderer!“ rief er laut aus, während er seiner Behauptung zuschritt.

Eine Tage darauf fuhr eine lustige Gesellschaft, bestehend aus zwei Damen und drei Herren, mit der Bahn bis zur Sommerfrische Hemmingen. Hier wurde ein kleiner Imbiß eingenommen, und dann ging es lachend und plaudernd der Ruine zu.

Der Weg führte durch ein einsames Tal, das von grünen, waldbedeckten Hügeln eingeschlossen, nach Süden einen schmalen Ausweg ließ, um den silbernen Wassern eines kleinen Baches den freien Ausweg nach

den fernliegenden Ebenen zu gestatten. Ein kristallklarer Weiher, von zierlichen Eichen und Birken umgeben, lag am Ende des Tales, und dicht an seinem Ufer ragte auf einem mächtigen Hügel der Rest von Hohenstein empor. Von den halbzerfallenen Burgmauern nickten Birken mit ihren langen, schwanken Zweigen hernieder, anderes Gesträuch zwangte sich aus allen Ritzen und Spalten ans Tageslicht.

„Ah!“ rief Erna Flemming voller Entzücken aus. „Sieh nur, Malvine, wie die Ruine sich in der smaragdgrünen Flut wieder spiegelt. Das ist aber wirklich reizend!“

„Befehlen gnädiges Fräulein den Aufstieg?“ fragte Assessor Werner, dabei Erna einen verliebten Blick zuwerfend.

„Ja! Sehen wir uns die Ruine von innen an!“ entgegnete sie, dabei seinen Arm nehmend, da jetzt der Weg beschwerlicher wurde.

Sie wanderten nun unter den Buchen der Ruine zu, doch kamen sie nur langsam vorwärts, denn die knorrigen Wurzeln reckten und streckten sich quer über den schmalen Waldweg, wie Fangeisen für die Füße. Ein Däher flog erschreckt auf und verbarg sich ins dichte, grüne Blattwerk, das sich auf den hohen weißlichen Stämmen von Ast zu Ast, von Krone zu Krone spannte, ein herrlicher grüner Balbachin. Im niedrigen Buschwerk huschten gestörte Vögel, während oben in den Wipfeln der Golbglanz der Sonne leuchtete.

Endlich war die Ruine erreicht. Eine schattige Kühle empfing sie zwischen den geborstenen Mauern und nach kurzem Aufenthalt wurde beschlossen, einen geeigneten Punkt aufzusuchen, von dem man bequem die Umgebung der einst so gewaltigen Rittersburg überblicken konnte. Einen solchen hatte man bald gefunden. Gleich einem schmalen, glitzernden Silberstrahl schlängelte sich der Bach durch die saftigen Wiesen, um weiter abwärts zwischen den nachtschwarzen Schatten des Gehölzes zu verschwinden.

Werner nestelte sein Fernrohr vom Gürtel und richtete es Erna Flemming. Voll stummen Entzückens blickte diese in die wundervolle, großartige Berglandschaft hinaus. Ihr Auge schweifte weit in die Ebene, bis dorthin, wo diese sich mit dem Sonnendunste vermischt. Das Glas wanderte von Hand zu Hand, und man sah, lachte und plauderte um die Wette. Nur Eugen Dörner nahm an der allgemeinen Heiterkeit nicht teil. Etwas abgewendet lehnte er sich auf seinen Stock und schaute in das herrliche, landschaftliche Bild hinaus, das sich vor seinen Augen entrollte. Er verwünschte im stillen Erna und nannte sich einen verliebten Narren, weil er ihr versprochen hatte, mit bei der Partie zu sein.

„Warum schwärmt sie für diesen Assessor?“ murmelte er in seinen Bart. „Warum und weshalb? Nur weil er so hübsch, so elegant ist und sie mit Schmeicheleien überhäuft?“

Er ärgerte sich und fühlte, wie sein Mißmut zu Groll und Born wuchs. Er konnte es garnicht begreifen, daß sie an dem feinen, parfümierten Assessor Gefallen finden konnte, und daß dieses Herrchen Ernas Geschmack entsprach. Ob er denn auch Erna liebte? Sogar sehr, und nun mußte er zusehen, wie ein anderer seiner Angebeteten die zärtlichsten Blicke zuwarf, ihr Schmeicheleien auf Schmeicheleien sagte.

„Herrgott!“ rief er halblaut aus, „gegen diesen hier bin ich der reinste Stümper; der kann es!“

Um nicht durch seine Teilnahmslosigkeit aufzufallen, warf er hie und da einige Brocken in die Unterhaltung, und atmete erleichtert auf, als sich ein leises Rollen vernehmen ließ. Eben suchte er den Horizont ab und hatte bemerkt, daß am westlichen Himmel finsternes Gewölk aufgestiegen war, als sich Ernas Stimme hören ließ: „Ich glaube, es donnert!“ rief sie leicht erschreckt aus.

„Sicher!“ beeilte sich jetzt Dörner zu versichern. „Wir tun gut, so schnell als möglich den Heimweg anzutreten.“

Assessor Werner lachte auf. „Mensch, sehen Sie im hellen Sonnenschein Gespensster? Es ist ja kein Wölkchen am Himmel!“

„Vor uns nicht, aber hinter uns!“ versetzte Eugen ruhig.

Wie auf Kommando blickten alle erschreckt hinter sich. „Alle Wetter!“ rief der dritte Herr erschreckt aus. „Das ist ja ein netter Anblick! Da sind wir geliefert, wenn wir nicht bald unter Dach und Fach kommen!“

Man rüstete sich eilig zum Ausbruch. War der Aufstieg beschwerlich gewesen, so schien es der Abstieg doppelt zu sein. In atemloser Hast stürmte alles vorwärts, durch Dick und Dünn, um nur ja bald den schmalen Waldweg zu erreichen. Dürres moderndes Laub bedeckte diesen, und die vielen, knorrigen Wurzeln erschwerten den Abstieg sehr.

Plötzlich stieß Erna einen Schrei aus und sank in die Knie. Sie war ausgeglitten und verspürte nun einen stechenden Schmerz im Fuße. Im Nu war Dörner an ihrer Seite. Die kraftvollen Arme um sie schlingend, eilte er mit der süßen Bürde weiter.

Er hatte vergessen, daß das Mädchen, das jetzt an seinem Herzen ruhte, seine Liebe einem andern Manne geschenkt hatte. Und wo war Werner, dessen Pflicht es gewesen, nicht von Ernas Seite zu weichen? Hatte ihm gebangt, daß der kurze Aufenthalt ihn bis auf die Haut naß machen würde? „Schwächling!“ murmelte Dörner in seinen Bart und eilte mit Erna weiter. Flüchtig warf er dabei einen Blick auf das Mädchen, das wie leblos in seinen Armen ruhte. Das liebe Gesichtchen, wie blaß es mit den geschlossenen Augen an seiner Brust lehnte! Und Erna? Sie schämte sich vor Eugen für den Affessor und ließ die Augen geschlossen.

Dörners Herz begann in schweren Schlägen zu klopfen, wie er so mit der lieben Last den andern nachstürmte. Vor seinen Augen bildeten sich Räder, die größer und größer wurden, gerade so wie damals vor Weisenburg, als er, von der feindlichen Kugel getroffen, auf dem Schlachtfelde zusammengebrochen war. Er blieb stehen und schloß für einige Augenblicke die Augen. Ohne zu wissen, was er dann tat, drückte er Erna fest und fester an sich. Sein Gesicht senkte sich auf das ihre, und seine Lippen wollten schon die ihrigen suchen mit wilden, heißen Küssen, welche ihm den Rest der Besinnung raubten. Im letzten Moment besann er sich jedoch einzeln anderen, Biß sich auf die Lippen, so daß sich diese blutig zu färben begannen und sah finster vor sich hin.

„Nein, nicht so!“ rief er sich zu und eilte dann weiter. Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, und dieser blonde Riese, er zitterte an allen Gliedern und mußte doppelt vorsichtig sein.

„Wenn wir nur schon beim Hegerhaus wären!“ rief er aus, dabei einen flüchtigen Blick nach dem tiefdunklen, von Blüten durchzuckten Himmel werfend. Endlich langte er beim Hegerhause an, das zwischen finsternen Tannen versteckt, beiden Schutz vor dem Wetter bot.

Der Regen stürzte hernieder. So eilig er auch mit seiner Last dem Hegerhause zugestürmt war, genügten doch nur wenige Minuten, um Ernas leichtes, weißes Kleid völlig zu durchnässen. Als Dörner mit ihr über die Schwelle der niederen Holztür trat, wurde er von den Mitgliebern der Gesellschaft, allen voran Werner, betreffs Ernas mit Fragen bestürmt.

„Das Fräulein hat sich den Fuß verletzt, und kalte Umschläge auf den wehen Fuß werden ihr wohlthun,“ versetzte er, dabei dem Affessor einen kalten Blick zuwerfend.

Der Heger war nicht anwesend, aber seine Frau hatte kaum die Sachlage erkannt, als sie mit der Gastfreundschaft jener Leute, die selten von Gästen heimgesucht werden, sich Ernas annahm, und was sie an Erfrischungen selbst besaß, den Gästen vorsetzte. Nachdem sich die Herren in ein Nebengemach begeben hatten, machte sie im Kachelofen ein mächtiges Feuer, half Malvinen Erna entkleiden und stellte bereitwillig die eigene Garderobe zur Verfügung. Dann untersuchte sie den angeschwollenen Fuß, und während sie von Zeit zu Zeit kalte Umschläge auf die Geschwulst legte, kochte Malvine einen heißen Kaffee, damit Erna auch von innen warm würde.

(Schluß folgt.)



Die Temperatur der Speisen.

In Hinsicht auf die Temperatur der Speisen herrschen vielfach Gebräuche, welche als einzige Ursache verschiedener Magenkrankheiten betrachtet werden müssen. Man glaubt, daß die Suppe nicht heiß genug auf dem Tische erscheinen kann, daß das Gemüse und die Kartoffeln dampfen müssen. Durch das Trinken eines kalten oder sogar Eiskaffees oder auch eines kalten Weines wird die Mißhandlung des Magens dann noch vergrößert. Ein jeder muß sich die Folgen einer solchen Handlungsweise vor Augen führen. Schon bei den Zähnen findet durch heiße Speisen eine Beschädigung statt, wenn gleich darauf Abkühlung erfolgt. Durch den Wechsel von den Extremen der Hitze und Kälte entstehen im Email, welches die Zähne beschützt, zuerst unmerkliche kleine Risse, welche jedoch den noch kleineren Bakterien Platz genug bieten, sich darin einzunisten. Unter dem Einflusse der sich entwickelnden Säuren werden die Zähne dann schadhast. Ferner wird die Schleimhaut des Mundes durch zu große Erwärmung oder Abkühlung angegriffen, das Gefühl darin erlahmt, was auch der Late schon dadurch merkt, daß das Geschmacksgefühl sowohl durch sehr heiße als auch durch sehr kalte Speisen vermindert wird. Der Unterschied ist viel zu groß, wenn die Temperatur zwischen 45 Grad bis 10 Grad Celsius schwankt. Wenn wir die äußere Haut (Epidermis), welche doch am wenigsten verwöhnt ist, solchen Temperaturunterschieden aussetzen würden, so würden wir dies sehr unangenehm empfinden. Und doch glaubt man die Schleimhäute des Mundes und Magens ungestört den stärksten Temperaturschwankungen aussetzen zu dürfen. Darum muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, Mund und Magen gegen die Nachteile solcher Temperaturunterschiede zu schützen. Nicht zu warm und nicht zu kalt müssen die Speisen genossen werden; die Gesundheit eines jeden erfordert dies.



Herztlicher Ratgeber.

Wunde Füße.

Das Leiden wunder Füße, durch weisses Marschieren herbeigeführt, wird sehr rasch gemildert, wenn man die Füße ein- oder zweimal in ziemlich heißes Wasser stellt, in welchem ein Wallnuß großes Stück Salpeter aufgelöst worden ist.

Reinigung der Zimmerluft.

Man lege ein gutes Stück Kampfer in ein Gefäß und ein stark erhitztes Stück Eisen darüber. Dadurch bilden sich reichliche Dämpfe, die die Zimmerluft schnell reinigen und nebenbei eine kräftig desinfizierende Wirkung haben.

Mittel gegen Sodbrennen.

Sodbrennen oder andere Magenkrankheiten erleichtert sogleich ein halber Theelöffel voll gewöhnliches Kochsalz, in ein wenig kaltem Wasser aufgelöst und getrunken. Wird die Quantität Salz nach und nach bis auf einen ganzen Theelöffel voll und das Wasser bis auf einen viertel Liter vermehrt und dies jeden Morgen vor dem Frühstück genossen, so wird es in wenigen Tagen jeden gewöhnlichen Fall von Unverdaulichkeit heilen, wenn zugleich der Diät die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wird; es ist dies zugleich ein gutes Mittel gegen Stuhlverstopfung.